

Nr. 113. Bromberg, den 21. Juli 1925.

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(4. Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Diethelm wollte nun sogleich von dem Kastenverwalter den Wechsel auslösen, aber er überlegte, daß er dann ohne bar Geld sei, und noch nie hate er solche Freude an diesem gehabt wie heute.

Das Marktgewühl verlief sich allmählich; die großen Leiterwagen, mit lustigen Bauern und Bäuerinnen voll besetzt, konnten schon in ungehemmtem Schritte durch die Straßen heimwärts fahren, in den Krämerbuden wurde bereits eingepackt und gehämmert und die Pferde der Übernachtenden wurden zur Abendtränke an den Marktbrunnen geführt. Es war Diethelm, der in Gedanken verloren allem zuschaute, als bliebe er zum ersten Mal in seinem Leben in einem fremden Orte über Nacht und als sei er fern in der weiten Welt und diese Stadt ihm nicht wohlbekannt und heimisch. Er wartete noch, bis auch seine Rappen zur Tränke geführt wurden, dann ging er abermals nach dem Kaufhause, um die Beförderung der eingekauften Vorräte nach seinem Heimatsort anzuordnen. Als begänne das eben am Himmel aufflammende Abendrot zu tönen, so war's, als jetzt die Stadtzinkenisten den feierlichen Abendchoral vom Turme erschallen ließen. Diethelm achtete nicht lange darauf und die Ödigkeit und Kühle, die jetzt in dem vor Stunden so menschenvollen Kaufhause herrschte, machte ihn eine Weile frösteln; aber er ließ es dennoch nicht an Umsicht fehlen und der Reppenberger versah sein Aufseheramt meisterlich. Fünf große Wagen fuhren nach Buchenberg, als Diethelm wieder in den Stern zu seiner Fränz zurückkehrte und zu neuem Aufsehen eine weitere Summe zum Aufbewahren übergab. Das Innere des Hauses hatte in wenigen Stunden ein ganz anderes Ansehen gewonnen und in der Stube lachte ein Mädchen ihn aus, weil er es anstarrte und nicht erkennen wollte: es war Fränz, die in dem weißen Kleide der Wirtstochter mit veränderter Haartracht in der Tat ganz unkenntlich war. Diethelm schalt offen über diese Vermummung, denn teils regte sich der Bauernstolz in ihm, teils fühlte er auch wohl, wie ungemäß diese Erscheinungsart für die Fränz war. Der Wirt suchte ihn zu beschwichtigen, aber eine Stimme aus der Ecke rief:

„Der Herr Diethelm hat ganz recht; die gewohnte Tracht ziert den Bauersmann am besten und ist auch die nützlichste, weil sie nicht aus der Mode kommt."

Zu seinem Schreck erkannte Diethelm den Kastenverwalter, und doch tat er rasch freundlich zu ihm und rühmte sich beim Glase sehr viel, wie stolz er darauf halte, ein schlichter, echter Bauersmann zu sein.

„Dreieckiger Hut, dreifache Versicherung, hat ehemals bei uns gegolten", sagte ein hagerer Stammgast mit langer Pfeife, der neben dem Kastenverwalter saß und sich als Kaufmann Gäbler aus der Stadt zu erkennen gab. Und wo drei im Vaterlande heutigen Tages beisammen sitzen, sprechen sie über die fortschreitende Not und Verarmung des mittleren Bürger- und Bauernstandes. So auch hier.

Leicht aber nehmen solche Gespräche eine selbstische Wendung, die mehr oder minder ausdrücklich darauf hinausläuft, sich am eigenen Wohlgefühl zu erquicken. Diethelm verstand es dabei meisterlich, eine bescheidene Großtuerei an den Tag zu legen; und als der Kastenverwalter die sicheren Hypotheken lobte, gab Diethelm zu verstehen, daß er deren auch manche habe, daß er sie aber für den Handel nicht angreife. „Das wäre ja," sagte er, „wie wenn man einen Balken aus dem Hause nähme, um damit Feuer auf dem Herd zu machen." Der Kastenverwalter fand das klug und lobte das Haus Diethelm, und dieser fand ein eigenes Wohlgefühl darin, mit Prahlereien um sich zu werfen, und sie dünkten ihn bald nichts als reine Wahrheit; denn es ist ja gleich, was man besitzen mag, wenn nur die Menschen daran glauben: der Glaube macht selig und der Glaube macht reich. Endlich rückte der Kaufmann Gäbler mit seinem eigentlichen Vorsatze heraus, er war Agent einer Brandversicherungsgesellschaft und Diethelm sollte die eingekaufte Ware und all seinen Hausrat versichern. Mit überlautem Widerspruch verneinte Diethelm diese Zumutung und hatte dafür allerlei unhaltbare Gründe vorzubringen, die der Kastenverwalter mit Siegesstolz widerlegte, wobei er mit besonderem Nachdruck wiederholte: daß nicht der Bauer Diethelm, sondern das Handlungshaus Diethelm versichern müsse. Als endlich auch der Sternenwirt beistimmte, gab Diethelm nach, aber unweigerlich beharrte er gegen den neuen Vorschlag: auch sein Leben zu versichern; ja, es wäre vielleicht darob zu einem heftigen Streite mit dem Kastenverwalter gekommen, wenn nicht plötzlich ein Zwischenfall eingetreten wäre, der Diethelm im hellsten Glanze strahlen machte. Ein junger Mann trat ein und fragte nach Diethelm; dieser ging auf ihn zu und begrüßte ihn mit hoher Freude und zwang ihn, mit an dem Herrentisch zu sitzen. Nach vielem Widerstreben willfahrte der junge Mann, der ein Zeugweber aus der Stadt war, und soviel auch Diethelm abwehrte, bald sprach alles am Tisch nur Lob und Preis über ihn, denn der junge Handwerker, Kübler mit Namen, war Bräutigam mit der Brudertochter Diethelms aus Letzweiler und Diethelm allein war es, der das Mädchen ausstattete, so daß zu Neujahr die Hochzeit sein sollte. Diethelm nickte bejahend, als der Kaufmann Gäbler sagte: „Wenn der gute Vetter Diethelm für Euch gutsagt, Kübler, könnt Ihr bei mir holen, was Ihr wollt." Immer aufs neue erhob sich das Lob Diethelms, der mit fürstlicher Freigebigkeit seinen Verwandten aufhelfe, und der Sternenwirt nannte ihn sogar einen Napoleon. Anfangs war Diethelm dieser Ruhm im Beisein seines Gläubigers peinlich gewesen; als aber auch der Kastenverwalter einstimmte, war es ihm, als wachse er immer. Und als endlich der Beginn des Honoratiorenballs in der Post angekündigt war, trat Diethelm so breit in den Saal, daß die beiden Flügeltüren nicht vergebens aufgemacht waren.

Diethelm fühlte sich bei all seinem Stolz doch bald nicht recht wohl bei dieser Lustbarkeit. So genehm es ihm auch war, mit Beamten an einem Tisch zu sitzen, er machte sich bald zu dem alten Sternenwirt, der daheim in der unteren Stube geblieben war, und hier ging ihm eine neue Hoffnung auf. Der Sternenwirt sagte offen, daß er und Diethelm keine Unterhändler brauchten, und erklärte geradezu, daß sein Wilhelm und die Fränz wohl für einander paßten; er verbreitete sich sehr über die wirtliche Tüchtigkeit eines klugen Bauernmädchens und wie wohl angelegt hier eine reiche Mitgift sei. Diethelm gab nur abgebrochene Antworten und hielt dabei immer derart inne, daß der Sternenwirt etwas einschieben mußte. Immer wohlgemuter und zutraulicher wurden die beiden Genossen, denn der Sternenwirt bewährte heute an sich seine alte wirtliche Ermahnung: „Der Wein hängt an einander." Mit diesem Worte brachte er immer wieder volle Flaschen auf den Tisch.

Spät in der Nacht, als die Gäste sich bereits entfernt hatten, saßen Diethelm und Fränz noch bei den Wirts-

leuten und es war ihnen allen so vertraut zumute, daß man sich gar nicht trennen mochte; und doch sprach man nichts von der neuen Familieneinigung, aber diese schien allen in der Seele zu leben.

Um dieselbe Zeit saß in Buchenberg noch die Frau Diethelms harrend bei der einsamen Lampe. Es war eine Frau von großer hagerer Gestalt und feinem, fast vogelartigem Gesichte, sie war ersichtlich älter als Diethelm; und wie sie tief Atem holend vom Spinnen aufschaute und in die Lampe hineinstarrte, sah man, daß ein schwerer Kummer sich in diesem Antlitze heimisch angesiedelt hatte. Sie hatte heute alle heimkehrenden Marktgänger nach ihrem Manne ausgefragt; die einen gaben nur halben Bescheid, die anderen verkündeten Dinge, die unglaublich waren. Freilich hielt Diethelm streng darauf, daß sie keine volle Einsicht in seine Handelschaft hatte, so viel aber wußte sie doch, daß er jetzt bar Geld brauchte, er konnte also unmöglich eingekauft haben. Mit den heimkehrenden Marktgängern, ihren mitgebrachten Lederspangen, Gewandstoffen, Kinderpfeifen und Kindertrompeten, mit der Musterung der eingekauften Pferde und Kühe, vor allem aber mit der lärmenden Laune der Angetrunkenen war etwas von dem geräuschvollen Marktgewühl in das stille Dorf gedrungen und die Heimgebliebenen sahen dem verwunderlich zu; vor allen aber betrachtete die Großbäuerin — wie Martha Diethelm noch immer nach ihrem ersten Manne genannt wurde — das alles, als wäre es etwas Unerhörtes. Da zeigten die einen die neuen Schuhe und Stiefel, die sie in der Hand trugen, und ließen um den Preis raten, oder sie übergaben den Kindern die für sie eingekauften, die damit davonrannten; andere ließen ihre neuen Hüte mustern, die sie auf dem Kopfe trugen, während sie die alten in der Hand hielten, und mancher Spaßvogel stülpte den neuen Hut über den alten auf den Kopf. Der Schmied hatte seinen Weißdornstock quer über den Rücken gelegt und die Arme als Haken darüber geschlungen, Martha wußte nicht, war es die Weinlaune oder Ernst, als er ihr berichtete: der Diethelm käme zehnmal so reich wieder heim. Als es wieder still im Dorfe wurde, in den Häusern die Lichter erflammten und ein jedes im Kreise der Seinen erzählte, was ihm am heutigen wichtigen Tage begegnet war, saß Martha noch immer im Dunkeln in ihrer Stube; ihr war so bang, sie war wie festgezaubert, daß sie der Magd nicht nach Licht rufen konnte; und als diese endlich von selbst damit kam, heiterte sie sich wieder auf: es war ja nichts geschehen, worüber sie zu bangen ein Recht hatte, und sie ließ sich gern von der Magd berichten, welche neue Kleider und dergleichen in das Dorf gekommen waren. Als endlich Schlafenszeit und noch immer kein Diethelm und keine ausdrückliche Nachricht von ihm kommen wollte, schickte sie die Magd zu Bett und setzte sich an ihren Spinnrocken, um sich wach zu halten. Die Wanduhr schlug neun, die an Ketten hängenden Gewichte rasselten nieder und pochten an den Uhrenkasten. Martha erhob sich und zog die Uhr auf, sie erinnerte sich, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, als Diethelm noch „häuslich" war, er jeden Abend selbst zur bestimmten Stunde die Uhr aufgezogen; sie betrachtete das Zifferblatt: da stand mit großer Schrift ihr Name und der Diethelms sowie die Jahreszahl ihrer Hochzeit in einem Blumenkranze. Damals, als die Uhr zum erstenmal hier hing, war große Freude, und wie viel schwere Stunden hat sie seitdem geschlagen und wie ist sie selbst ein Erinnerungszeichen des Zerfalls geworden, denn diese einfache Uhr kostete dreitausend Gulden; Diethelm hatte für seinen Schwager, der sich mit dem Uhrenhandel beschäftigte, um diese Summe Bürgschaft geleistet, der Schwager war in der Fremde geblieben und man konnte noch von Glück sagen, daß er seine Familie nachkommen ließ, nachdem man sie mehrere Jahre ernähren mußte.

Ach! An alles knüpften sich traurige Erinnerungen.

Es war still ringsum, denn das Haus Diethelms lag weitab vom Dorf auf einer Anhöhe. Martha öffnete das Fenster, horchte hinab und schaute hinein in die sternglitzernde Nacht, dann setzte sie sich wieder zur wachhaltenden Arbeit und ihr ganzes Leben zog an ihrem Sinnen vorüber. Jung verheiratet an einen grämlichen, bis zum Hungerleiden geizigen Mann, der nicht umsonst der Großbauer hieß, hatte sie ein schweres Los; sie gebar drei Kinder, von denen sie zwei begrub, und nur das älteste, eine Tochter, war ihr geblieben, als auch ihr Mann starb. Sie verfeindete sich mit ihrer ganzen Familie, besonders aber mit ihrem Bruder, dem Schäuflerdavid, als sie ihren überaus schmucken Knecht, den Diethelm, heiratete. Die Leute sagten, der Diethelm habe um die Tochter Marthas gefreit, die Mutter aber habe ihn für sich behalten. Bald nachdem die Mutter auf den Kohlenhof, zwei Stunden von Buchenberg, verheiratet war, feierte Martha ihre Hochzeit mit Diethelm. Dieser, obgleich zwölf Jahre jünger, schien überaus glücklich mit seiner rüstigen, wohlhäbigen Frau, er ehrte und erfreute sie, wo er es nur immer vermochte, und schien sich noch immer fast als Knecht zu betrachten; denn er verfügte über nichts in Haus und Hof, ohne vorher die Frau darum zu befragen.

Buchenberg gehört noch zu jenen Dörfern, wo alles miteinander verwandt ist, weil die großen Bauern nur unter sich heiraten. Um so glücklicher durfte sich Diethelm schätzen, vom fremden Knechte zum reichangesessenen Hofbauern erhoben zu sein. Er schien das auch zu erkennen. [illegible] aber erhielt Martha die Kunde, wie er hinter ihrem Rücken über Großes verfügte und namhafte Summen seinen Verwandten schenkte. In seltsamer und doch so häufig vorkommender Verkehrtheit ging sie tage-, ja wochenlang mit tiefem, immer sich steigerndem Zorn in der Seele umher und unversehens, bei den geringsten Anlässen, brach sie in Verwünschungen, in Schelten und Weinen aus, daß alles zugrunde gerichtet werde. Die Erwartung, daß Diethelm endlich selber seine geheime Schuld bekennen würde, konnte immer schwerer in Erfüllung gehen, denn Diethelm sah auf einmal in seiner Frau ein verändertes, zänkisches Wesen, sah sich für sein ganzes Leben ans Unglück geschmiedet und freute sich im stillen doppelt, daß er in der Aushilfe seiner Familie doch noch eine Freude habe, während ihm sonst nur Leid bevorstand. Er wußte doch jetzt, wofür er das zu erdulden habe. Dem allzeit keifenden Wesen seiner Frau setzte er unverbrüchliches Stillschweigen gegenüber; und als er dies endlich brach, da die Frau ihn im Beisein des Metzgers über den eigenmächtigen Verkauf eines Kälbchens hart anließ, erfuhr er endlich die lang verhaltene Ursache vom Zorn seiner Frau. Jetzt aber war der gerechte Grund ihres Unwillens längst in ihm vernichtet und abgebüßt und mit schneidendem Spott erklärte er seiner Frau, daß er nicht, wie sie, kein Herz für die ihm gehörige Familie habe.

So verkehrt es auch war, daß Diethelm seiner Frau ein Verhältnis zum Vorwurf machte, das doch nur um seinetwillen eingetreten war, so wirkte dies doch so erbitternd auf Martha, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, mit hervorgequollenen Augen, mit knirschenden Zähnen und zitternd gekrallten Fingern auf Diethelm eindrang, als wollte sie ihn in Stücke zerreißen. Diethelm stand starr und regungslos bei diesem Anblicke. So hatte er sich nie gedacht, daß seine Frau werden könne. Als sie nun ihm ganz nahe war, verzerrten sich ihre Mienen zur grimmigsten Fratze; aber sie legte nicht Hand an ihn, sondern stieß nur einen unartikulierten Schrei höchster Verachtung aus und verließ die Stube.

Von jenem Tage an und gerade aus dem Ausbruch von so mächtigen Zorn- und Haßgedanken war eine seltsame und doch wieder so leicht erklärliche Einkehr in den Gemütern der beiden Ehegatten vorgegangen. Diethelm erkannte und sprach es aus, daß er seiner Frau unrecht getan, da sie vollberechtigt sei, in der Verwendung ihres Besitztumes darein zu reden. Er erklärte ihr nun die Hilflosigkeit seiner Angehörigen und wie er sich schämen müßte, selber im Überflusse zu leben, während seine Nächsten darbten. Auch Martha erkannte dies und daß sie ungerecht gegen ihren Mann gewesen, aber ausdrücklich bekennen konnte sie das nicht, obgleich sie oftmals auf Diethelms Gutherzigkeit zu sprechen kam und dabei das zum Verzweifeln karge Wesen ihres verstorbenen Mannes erwähnte. Sie schickte nun selbst, so oft sich Gelegenheit gab, allerlei nach Letzweiler und Diethelm, nun vollkommen gedeckt, wollte allen seinen Angehörigen gründlich aufhelfen. Ein wirklich ungewöhnlich mächtiger Familiensinn, dabei aber auch die Lust, frei und offen über ein großes Besitztum zu verfügen, und vor allem die Ehre und der Ruhm, der ihm dadurch ward, ließen ihn fast keine Grenzen mehr kennen.

Das Haus des Großbauern, das ehedem von den Bettlern gemieden war, zeigte sich seit Diethelms Zeiten als die reichste Quelle der Wohltaten und es wurde viel gerühmt, daß Martha nie einem Armen eine abgerahmte Milch gab.

Eine Eigenschaft zeigte sich bei Diethelm in allem: es war eine unersättliche Ehrbegierde; er hätte lieber das tiefste häusliche Elend ertragen, ehe er davon etwas in der Welt verlauten und so seine Ehre bloßstellen ließ. Als nun nach fünf Jahren kinderloser Ehe die kleine Fränz geboren wurde, war er voll steten Jubels und an dem Kinde schien immerwährend sein ganzes Leben zu hängen. Aus dem Gespräche der beiden Schäfer ist uns noch erinnerlich, welch eine seltsame Lebenswendung Diethelm einschlug und wie bald keine Spur mehr davon übrig war, daß er einst das Besitztum seiner Frau wie ein Dienstbote betrachtet hatte. Er schien fortan keine Ruhe mehr in seinem Hause und in seinem ganzen Leben zu haben; es kam hierüber zu heftigen Erörterungen und Diethelm behauptete ein für allemal, er habe es versäumt, seine jungen Jahre zu genießen, und müsse das jetzt nachholen. Von jener Zeit an sah Martha, welch ein Leben ihr geworden war, sie ließ alles ohne Widerrede geschehen, den Güterverkauf, den Fruchthandel, die Schafhalterei; sie hatte einen Mann, der sie des Reichtums

wegen geheiratet und der nun, dessen gewohnt, ihrer kaum mehr achtete und seine Freude außer dem Hause suchte. Das war aber nicht immer der Fall, denn Diethelm hatte Zeiten, da er voll Ehrerbietung gegen seine Frau war und sie scherzweise Meisterin nannte, und die Frau hatte bei all ihrem vergrämten Wesen doch oft Mitleiden mit dem Mann, der vielleicht mit einer jungen, minder begüterten Frau glücklicher geworden wäre. So lebten diese Leute schon zweiundzwanzig Jahre in der Ehe und hatten noch ihre Einigung nicht gefunden, und doch strebte eigentlich im innersten ein jedes, dem andern zu Gefallen zu leben; und war auch viel Streit und Zank zwischen ihnen: war das eine vom andern entfernt, gedachten sie mit inniger Sehnsucht einander und die Frau besonders war dann bestrebt, gegen jedermann ihren Diethelm zu preisen. An Fränz, wenn sie zu Haus war und nicht nach ihrer Gewohnheit den Vater überall geleitete, hatte sie keine Stütze; denn das Mädchen hatte das hoffärtige Wesen ihres Vaters geerbt; Großtun, die Welt in Neid von sich reden machen, war ihr ewiges Dichten und Trachten und sie schalt wie Diethelm die Grämlichkeit und das Schwarzsehen der Mutter eine Alterskrankheit, die sie höchstens bemitleidete.

Martha saß jetzt allein, rückwärts schauend in die Vergangenheit und vorwärts nach ihrer einzigen Sehnsucht: dem Tod. Da hörte sie einen Wagen die Straße daherfahren, eine Männerstimme rufen und mit der Freude eines Mädchens, das den Bräutigam erwartet, rief sie zum Fenster hinaus in die Nacht: „Willkommen, Diethelm!" Es antwortete niemand, sie steckte schnell die Ampel in die Laterne, eilte hinab, und als sie die Ankommenden sah, schrie sie jammernd laut auf.

„Was habt Ihr, Meisterin?" fragte der Schäfer, dem sein Bruder voraufgegangen war.

„Was will der Landjäger?" fragte die Frau.

„Das ist kein Landjäger, das ist ja mein Munde", antwortete der Schäfer und Munde faßte die Hand der Frau, die zitternd und kalt war.

Als Medard in der Stube die Vorgänge in der Stadt erzählte, preßte die Frau die Lippen und ihre vogelartige Nase wurde kreideweiß, sie sprach kein Wort und schüttelte nur mehrmals mit dem Kopf. Als sie endlich in ihrer Kammer allein war, warf sie sich auf die Kissen und weinte hinein und schrie die Worte: „Ausborger! Vergantet! Letzweiler Lump!" Dann richtete sie sich wieder schnell auf, riß die Kissen vom Bett und schrie wie rasend: „Das alles wird versteigert, alles. Aufs Stroh, aufs Stroh bringst du mich." Sie warf sich auf das Stroh und weinte lange, bis sie endlich einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verbrecher im Ausland.

Von Max Rose.

Verschickung in Strafkolonien. — Das Pariser Apachentum. Verbrecher und Polizei in England.

Während die Regierungen aller am Weltkrieg beteiligt gewesenen Länder eifrig bestrebt sind, die überall gesteigerte Kriminalität durch schärfste Bekämpfung des Verbrechertums auf ein Mindestmaß einzuschränken, wollte Herriot, der vormalige französische Ministerpräsident, die Verschickung von Schwerverbrechern in die Strafkolonien aufheben. Ob diese Absicht des französischen Staatsmannes eine humane Geste sein sollte, oder ob sie der Erkenntnis entsprach, daß diese für den Staat sehr kostspielige Strafart ein ungeeignetes Abschreckungsmittel darstellt, weiß man nicht. Eine Begründung des beabsichtigten Planes ist noch nicht erfolgt. Von zahlreichen Vertretern des Strafrechts wird das Strafmittel der Deportation als kulturwidrig und verfehlt angesehen. Durch Gesetz vom 12. Februar 1810 ist Deportation als infamierende Leibesstrafe in Frankreich eingeführt und hat den bürgerlichen Tod zur Folge. Bei den Revolutions-Machthabern war diese Strafe sehr beliebt und gegen Ende der Robespierreschen Regierung am häufigsten. Daß sie auch noch im 20. Jahrhundert in Frankreich sehr beliebt ist und häufig angewendet wird, ist ja kein Geheimnis. Daß sie nicht nur den bürgerlichen, sondern auch den leiblichen Tod zur Folge hat, ersieht man aus den von der französischen Kolonialverwaltung von Zeit zu Zeit herausgegebenen Zahlenberichten. Nach einem solchen aus den Jahren 1904 und 1905 über die Deportationsgebiete Guyana und Neu-Kaledonien lebten in Guyana 2743 männliche und 223 weibliche, in Neu-Kaledonien 1978 männliche und 223 weibliche Verbannte. Von diesen über 5000 Personen starben im Laufe eines Jahres 593. Jeder neunte Sträfling hat also sterben müssen. Im Jahre 1905 versuchten von 2645 Gefangenen in Guyana 852 zu fliehen. Von diesen wurden 808 wieder eingefangen. Ob von den 44, die nicht eingefangen wurden, einer sein Leben gerettet hat, darf wohl bezweifelt werden.

*

Die Polizei in Frankreich hat gegenüber den zahlenmäßig sehr starken und in Banden organisierten Verbrechern einen sehr schweren Stand. Eine unausrottbare Gefahr bilden die sogenannten „Apachen". In Paris sind diese, vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Zuhälter, mit ihren eigenen Sitten, eigenem Jargon und straffer Organisation hauptsächlich über vier Stadtbezirke verteilt. Die Polizei ist ihnen gegenüber ohnmächtig und so mancher Schutzmann hat mit diesen gefährlichen Banditen gemeinsame Sache gemacht, um sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. In Marseille war die Apachenplage so groß, daß Bürger- und Arbeiterschaft im Jahre 1907 vor der Polizeipräfektur demonstrierten, um die Behörden zu schärfstem Vorgehen zu veranlassen. An diesen Demonstrationen nahmen mehr als 40000 Personen teil. Alle Maßnahmen gegen die Apachen, auch ihre Entfernung aus dem Heer — die Bevölkerung hatte unter den Untaten der uniformierten Banditen schrecklich zu leiden — erwiesen sich als wirkungslos, die mit Revolver, Dolch und Dynamit arbeitenden Verbrecher sind stärker als die nicht gerade mustergültige und sehr verbesserungsbedürftige französische Polizei.

Eine weitere sehr gefährliche Abart der Apachen sind die Cagoularden, die sich während des Krieges hauptsächlich aus Deserteuren gebildet haben. Ihren Namen führen sie nach der „cagoule", einer sackförmigen Maske, die sie bei ihren Raubzügen tragen. Ihr Haupttätigkeitsfeld hat diese sadistische Verbrecherorganisation in den Norddepartements von Frankreich.

Nicht nur mit der Verfolgung von Kapitalverbrechern hat die französische Polizei schwere Arbeit, sondern auch mit den sogenannten kleinen Dieben, die an Zahl immer mehr zunehmen. Nach den Statistiken der Pariser Polizeipräfektur beziffert sich der Wert der gestohlenen und unwiederbringlich verlornen Gegenstände alljährlich auf viele Millionen.

*

In England, wo sich die Gegensätze zwischen arm und reich krasser bemerkbar machen, als in den anderen europäischen Staaten, ist die Verbrecherziffer nicht gering. London war vor dem Kriege die reichste Stadt der Welt und doch starb dort jeder dritte Mensch im Armenhaus, im Hospital oder in der Irrenanstalt. Sie war die volksreichste Stadt mit einem großen Prozentsatz Zugewanderter aus den ärmsten Schichten aller Länder. Im Jahre 1907 zählte man in London 430000 Almosenempfänger. Tausende von Obdachlosen übernachteten auf Straßen und in Winkeln. Die Kindersterblichkeit war riesengroß, das Massenelend ungeheuerlich. Diese Verhältnisse lassen es nicht gerade verwunderlich erscheinen, daß auch die Kriminalität sehr groß ist, zumal, wenn man mit berücksichtigt, daß auch die Trunksucht sehr verbreitet ist. Diese Elendsschicht, die sogenannte Hefe des Volkes, stellt natürlich ein Heer von Verbrechern, die dem Reichtum auf ihre Art Fehde ansagen, daß diese Kategorie von Verbrechern unter Umständen als gefährlicher anzusehen ist, als der Berufsverbrecher, weist Edmund Purcell, der bekannte Kriminalanwalt, in seinen „Erinnerungen aus vierzigjähriger Praxis" nach. Er behauptet und führt Beweise dafür an, daß der „vornehme und gut erzogene Berufsverbrecher" an Verschlagenheit, eiserner Konsequenz, umfassender Planung, Ausführung eines Verbrechens und Vorbeugung gegen Entdeckung und Verurteilung von dem Verbrecher aus der Hefe des Volkes übertroffen wird. Es sei ganz verblüffend, mit welcher Geistesschärfe diese letzteren Polizei, Richter und Anwälte an der Nase herumzuführen wissen.

Wenn die Kriminalität in England keine allzu starke Zunahme verzeichnet, so ist es das Verdienst der Polizei, die sich alle Erfahrungen zunutze zu machen weiß und verständnisvollste Unterstützung bei den übergeordneten behördlichen Stellen findet. Die Hauptaufgabe sieht die Polizei nicht in der Verfolgung der Verbrechen, sondern in ihrer Verhütung. Die englische Polizei verfügt über ein vorzügliches Menschenmaterial und eine für englische Verhältnisse treffliche Organisation. Ihre Erfolge sind zurzeit wohl die besten. Der Engländer ist ein schlechter Theoretiker, aber ein ausgezeichneter Praktiker. Die große Tüchtigkeit und gute persönliche Leistungen machen bei der englischen Polizei manche Schwächen des Systems wett. Das Verdienst der Presse, die ja in England allgewaltig ist, darf nicht zu gering eingeschätzt werden.

England dürfte auch eines der wenigen Länder sein, in denen die Kriminalität der Jugendlichen nicht zu-, sondern abgenommen hat. Die Zahl der

Straffälle stieg von 37 500 im Jahre in der Vorkriegszeit auf 51 000 im Jahre 1917, um im Jahre 1921 schon auf 30 000 zu sinken. Auch die Statistik der Besserungsanstalten, der reformatory and industrial schools weist eine Abnahme auf. 1918 betrug hier der Zugang 5269, im Jahre 1921 nur 2188 und 1922 nur 1831. Die Zahl der Insassen der Anstalten aus dem Jahre 1913 verringerte sich bis 1922 um die Hälfte, nämlich von 18 916 auf 9888. Den Erfolg darf man auf die Kinderwohlfahrtsbestrebungen, die ärztliche Schulaufsicht, den verbesserten Elementarunterricht und die besseren ökonomischen Verhältnisse zurückführen.

Roda Roda-Anekdoten.

Die Schreibmaschine.

Als Roda Roda, der bekannte Humorist, in den Krieg auszog, als Berichterstatter einer Zeitung, gab ihm die Redaktion eine Schreibmaschine mit.

Die Sache geriet in Vergessenheit.

Lange Jahre nach dem Kriege entsann sich die Zeitung Ihrer Maschine und verlangte sie wieder.

Roda Roda antwortete:

„Sehr geehrte Herren! Ich kann Ihren Wunsch leider nicht erfüllen. Die Schreibmaschine ist mir beim Sturm auf Przemysl unter den Händen von feindlichen Granaten zerschmettert worden.

Der Gruß.

Roda Roda hat Händel mit Rechtsanwalt Doktor B. in Wien gehabt.

Eines Tages sitzt Roda im Café, als Doktor B. auf ihn zutritt und ihn auf wienerische Art begrüßt:

„Ah, habe die Ehre!"

Roda Roda: „Na, mit dieser Ansicht stehen Sie vereinzelt da."

— — — Die Antwort kostete Roda Roda 50 Goldmark Strafe.

Das Zitat.

Roda Roda hat einen Gegner verklagt wegen wiederholter Beleidigung durch die Presse. Nun ist Termin in dieser Sache vor dem Münchener Tribunal. Der Saal ist dicht gefüllt, die Zuhörer erwarten einen Spaß.

Der Richter fragt R. R., warum er nicht schon auf den ersten Angriff hin Klage gestellt habe.

R. R.: „Man verunglimpft mich viel, ich kann nicht immer gleich zum Kadi laufen. Wenn ich Zeitungsausschnitte mit beleidigendem Inhalt bekomme, schichte ich sie zu Hause aufeinander — wenn der Stoß umzufallen droht, baue ich daneben einen zweiten und murmele das berühmte Zitat aus dem „Götz von Berlichingen" . . ."

(Starre Stille im Saal; der Vorsitzende will auffahren.)

R. R. vollendet: „. . . das berühmte Zitat aus dem Götz von Berlichingen: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten"."

Der Vorsitzende beruhigte sich erst, als ein sachverständiger Zeuge auf seinen Eid bestätigt hatte, daß die zitierten Worte wirklich im ersten Akt des „Götz" stehen.

Erheiternder Mißgriff eines Polizisten.

In einem Theater einer Stadt der italienischen Provinz Venezien gastierte eine Operettengesellschaft. An ihrem Benefizabend gab der Komiker sich die erdenklichste Mühe, das Publikum zu erheitern. An einer bestimmten Stelle des Stückes stieg er ins Orchester hinab, schob den Kapellmeister beiseite, nahm seine Stelle ein und begann eine Art Trauermarsch zu dirigieren. Das Publikum lachte, aber der Trauermarsch nahm seinen Fortgang, bis zwei Zuschauer im Parterre plötzlich ihre Plätze verließen, auf das Podium eilten und dem Komiker ob seines Tuns heftige Vorwürfe machten. Die Szene wurde dramatisch und artete alsbald in einen Faustkampf aus. Es ist überflüssig zu sagen, daß die beiden Angreifer zur Gesellschaft gehörige Künstler waren und die etwas rohe Abschweifung lediglich einen Theaterscherz darstellte. Das Publikum hatte das auch sogleich erfaßt und lachte. Nur einer lachte nicht, trat vielmehr energisch dazwischen, um die Streitenden zu trennen und ihnen im Befehlstone die gesetzlichen Bestimmungen, die der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung gelten, ins Gedächtnis zu rufen. Es war ein junger Polizeikommissar, der erst seit wenigen Tagen am Orte und an diesem Abend mit dem Theaterdienst betraut war. Er hatte den Scherz nicht begriffen und wollte die Ruhestörer kurzerhand verhaften. Das Publikum hatte das Mißverständnis des Kommissars instinktiv erfaßt und brach in dröhnende Heiterkeit aus. Dem jungen Beamten aber dämmerte es allmählich auch, und in voller Verwirrung suchte er seinen Amtssessel wiederzugewinnen. Aber das spöttische Lachen des Publikums verstummte nicht nur nicht, sondern wuchs immer mehr an, und da raffte sich der der Verzweiflung nahe Mann des Gesetzes zu einem Entschluß auf. Er erhebt sich gegen das Publikum, das plötzlich schweigt, und selbst geräuschvoll lachend, verkündet er: „Auch ich gehöre zur Gesellschaft" und verließ mit großen Schritten den Saal. Eine Minute tiefen Schweigens folgt. Das Publikum ist perplex, es schwankt und glaubt schließlich, daß das Mißverständnis auf seiner Seite gewesen ist, und in brausenden Beifallskundgebungen gibt es dem Komiker zu erkennen, daß es diesen seinen letzten Scherz für den gelungensten hielt.



Bunte Chronik



*** Vom Kutscherbock zum Ministersessel.** Im australischen Neusüdwales ist Mr. Lang Premierminister eines sozialistischen Kabinetts geworden, womit er außer politischen auch seine Fähigkeiten als Fuhrmann und Omnibusfahrer auf das Glänzendste bewiesen hat. Er hat eine ganz ungewöhnliche Karriere gemacht. Mit sieben Jahren lief er auf den Straßen Sydneys als Zeitungsjunge herum. Zwei Jahre später verdient sich der tüchtige kleine Kerl seinen Lebensunterhalt auf einer Farm, und als er dreizehn- und vierzehnjährig in die Gilde der Fuhrwerker aufgenommen wird, kommt er in seiner Lebensbahn ein großes Stück vorwärts. Er besuchte, so weit es ihm möglich war, Nachschulen um sich Bildung zu erwerben. Mit siebzehn Jahren wurde er Angestellter einer Versicherung, und machte sich dann bald als [illegible] Alter von 37 Jahren erhielt er sein erstes Mandat als parlamentarischer Abgeordneter, um jetzt, fast fünfzigjährig, mit seiner Karriere am Premierministerposten Halt zu machen.

*** Ein phlegmatisches Gewissen.** In England gibt es noch ein kleines Überbleibsel der mittelalterlichen Ablaßzettelei, und das ist beim Schatzamt die Abteilung für Gewissensgelder. Jeder, der etwas „Unsichtbares" auf dem Kerbholz hat, und deswegen von seinem Gewissen geplagt wird, schickt je nach der Empfindlichkeit dieses feinmechanischen Instrumentes eine größere oder kleinere Summe Geld ein und fühlt sich dann erleichtert und moralisch rehabilitiert. Diese Institution benutzte kürzlich ein englischer Bürger, der anscheinend einen ungeheuer langsamen Gewissenspuls besitzt. Er schickte fünf englische Pfund ein, also ungefähr einhundert Mark, und gab als Absender an: Ein Soldat, der während des ganzen Krieges in Frankreich war, das heißt: ein Mann, bei dem es mindestens sieben Jahre dauert, bis sich sein Gewissen regt.

*** Die Tonmodelle Michelangelos zu den Statuen der Peterskuppel entdeckt.** Erst vor wenigen Wochen hat ein Laie in der Kunstgeschichte das Antlitz Michelangelos in den Kuppelfresken der sixtinischen Kapelle entdeckt, und nun ist schon wieder ein bedeutender Michelangelofund gemacht worden. Er stammt von dem Direktor des „Museum Petrianum", Monsignore Giuseppe Cascioli, muß allerdings — diese Feststellung ist in solchen Fällen nicht zu umgehen — zunächst noch mit aller Vorsicht aufgenommen werden, da bisher noch kein anderer Gelehrter die Entdeckung nachprüfen konnte. Cascioli ist übrigens ein so bescheidener Mann, daß er seine wichtige Entdeckung bisher lediglich in ein paar verborgenen Zeilen des Kataloges seines Museums ankündigte, wo sie natürlich ungelesen blieb. Es handelt sich um folgendes: Der gelehrte Prälat fand vor einiger Zeit in einem der zahllosen Räume des Vatikans unter einem Haufen von Lumpen ein paar Tonfigürchen, acht an der Zahl, die er sofort als Arbeiten Michelangelos erkannte. Es handelt sich um acht von den ursprünglich 16 vorhandenen Modellen für die Prophetenfiguren, die Michelangelo an der Peterskuppel anbringen wollte. Die Modelle sind trotz ihres Materials gut erhalten.

*** Hitlers Selbstbiographie.** In diesen Tagen erscheint in einem Münchener Verlage das seit einem Jahre angekündigte Buch Hitlers „Mein Kampf", das er größtenteils während seiner Festungshaft niedergeschrieben hat. In diesem Buche schildert Hitler in einer Art Selbstbiographie seinen Werdegang bis zur Gründung der National-Sozialistischen Arbeiterpartei im Jahre 1920 in München. Es handelt sich also um den ersten Band, der das Ziel verfolgt, darzustellen, wie der Verfasser zu seiner weltpolitischen Anschauung gekommen ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.